



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Holland in Noth. I.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

wie kein Zweiter, den er liebt wie kein Zweiter, und den er deshalb auch schildert wie kein Zweiter. Hier sind die starken Wurzeln seiner Kraft.

Ich habe bisher beinahe mehr von den Mängeln und Schwächen des Werks als von den Vorzügen und Tugenden desselben gesprochen, und dadurch vielleicht dem Leser ein falsches Bild gegeben; denn die Vorzüge überwiegen unendlich die Mängel. Sprechen wir nun, um den Fehler wieder gut zu machen, von den Vorzügen.

(Schluß folgt.)

Holland in Noth.

I.

Haarlem, 18. December 1870.

Daß wir hier täglich darüber nachdenken, was aus unserm kleinen Staate nach den Begebenheiten und Erfahrungen der letzten Monate werden soll, ist einleuchtend. Aber die Antwort auf diese Frage ist nicht so einfach. Daß unser bisheriger Zustand nicht bleiben kann, ist selbstredend. Die Gegensätze zwischen den Nationalitäten sind einerseits bedeutend verschärft, die verschiedenen Charaktere der Völker haben sich deutlicher gezeichnet und geschieden, andere fühlen sich wieder mehr zu einander angezogen.

Betrachten wir unser Verhältniß zum Ausland, oder wenden wir unsere Augen auf unsere inneren Angelegenheiten, dann ergreift uns Mißbehagen, und Unzufriedenheit mit der Gegenwart. Wir fühlen, daß etwas Anderes aus uns werden muß, als wir jetzt sind. Wir können unser „beschauliches Stillleben“ (wie Prof. Buis es nennt) nicht fortsetzen, ohne in die Gefahr zu kommen, in den Todesschlaf zu fallen. Aber woher die Kraft zu einem neuen Leben nehmen? Wie soll der Entschluß geboren werden und zur That heranreifen, um mit der Vergangenheit mit einem Male zu brechen? Daß diese Frage sehr berechtigt ist, obgleich wir nicht im Stande sind, sie genügend zu beantworten, wird bei einer nähern Beleuchtung der hiesigen Zustände erklärlich. Denn trotz des Mißbehagens, das wir empfinden, ist der größte Theil der Nation doch noch weit davon entfernt, ihre Lage zu begreifen. Man will sich nicht gestehen, daß fast Alles bei uns an Schlassheit und Halbheit leidet, die jeden energischen Fortschritt hemmt.

Man denkt, daß die Dinge sich von selbst entwickeln werden, — auf

welche Weise und in welcher Richtung, darüber fehlt der klare Begriff. Man weiß nicht, was, wohinaus man will; wir haben kein Ziel, dem wir nachstreben. Das Schlimmste ist, daß man glaubt, es sei nirgendwo besser, als bei uns. Diese Selbstüberhebung ist die Caricatur des begründeten Selbstgefühls, das unsere Vorfahren aus ihren eignen Thaten schöpften.

Man möchte wohl gerne wie bisher in Ruhe und Frieden weiter leben; Jeder für sich selbst so viel, und für Andere so wenig, wie möglich, sorgen; seine Freiheit, die ihm in seinem vortrefflichen Vaterlande bescheert ist, genießen, und unsern lieben Herrgott für Andere sorgen lassen. Der Gemeinfinn fehlt den Holländern. Man verlangt von Andern, von der Regierung Alles, kritisiert ohne Nachsicht, was so ganz ohne eigene Mühe noch zu Stande kommt, weiß aber selbst nichts besser zu machen. Nach dem Spruche: l'union fait la force, errichtet man unzählige Vereine zu gemeinnützigen Zwecken nicht um in denselben selbstthätig zu wirken, sondern um sich durch einen Geldbeitrag von jeder weiteren Verpflichtung zum Handeln loszukaufen. Wenn dann schwere Zeiten eintreten, so wie jetzt eben der Fall ist, und die ganze Nation zu selbsteigener Thätigkeit gerufen wird, dann ist überall Unschlüssigkeit, Zerfahrenheit, Unfähigkeit.

Man sollte glauben, ein Volk, welches so lange in freier Selbstbestimmung gelebt hat, dessen Staatsformen noch mancher andern Nation zum Beispiel dienen können, müßte durch den Gebrauch seiner Freiheit zu einem tüchtigen, regen Leben herangewachsen sein. Aber einestheils wird von dieser Freiheit sehr häufig ein ganz verkehrter Gebrauch gemacht, anderentheils ist die Auffassung und Idee derselben ein fast dogmatischer Glaube geworden, ein Schema, in welches Alles passen muß. Wir Holländer sind einmal ein liberales Volk; Alles, was anderswo nicht so ist, wie bei uns, ist nicht liberal. Der Liberalismus ist indeß nur Form, kein wirkliches Leben. Unsere Staatseinrichtung ist keine Errungenschaft des Volkes, sondern freiwillige Gabe Anderer; denn es ist unmöglich in der Organisation unserer frühern Republik die Keime zu unserer jetzigen Staatsform, dem modernen Constitutionalismus, zu finden. Dieser ist importirt und hat nur einige alte Formen nicht ganz vernichtet, aber zu Anachronismen gemacht, weil sie sich unter den neuen Zuständen nicht entwickeln können.

Als die Niederlande von der Napoleonischen Herrschaft durch die Verbündeten befreit wurden, war die Republik todt und begraben, die Nation kraft- und willenlos. Die Erlösung vom französischen Joch war wie über Nacht gekommen, und Gott weiß, was aus dem Lande geworden wäre, hätten nicht einige wenige Männer, an deren Spitze der Graf van Hogendorp stand, den Muth gehabt, im Namen des Prinzen von Oranien eine provisorische Regierung zu constituiren. Er rief den

nachmaligen König Wilhelm I. ins Land, unter der Bedingung dem Lande eine Verfassung zu verleihen. Diese blieb, nach einer Veränderung im Jahre 1815, bis zum Jahre 1848 in Kraft. Diese Verfassung war nichts weniger als liberal, aber die Niederländer befanden sich wohl dabei, nur Belgien war mit dem geringen Maß der Freiheit nicht zufrieden. Ein Bedürfnis in liberaler Richtung gab sich in Holland nicht kund, und noch im Jahre 1844 wurde in den Generalstaaten ein Antrag des Herrn Thorbecke auf Verfassungsrevision mit großer Majorität verworfen. Bei den immer höher gehenden Wogen der politischen Bewegung im Auslande, die aber in unserem Lande, wie die Wellen an flachem Meeresstrande verliefen, sah sich König Wilhelm II. zu Ende des Jahres 1847 veranlaßt, jetzt selbst eine Revision zu beantragen. So entstand unter den Bewegungen, die im Jahre 1848 draußen stattfanden, unsere jetzige Constitution, die das Volk dankbar annahm als ein Geschenk, dessen Bedürfnis ihm erst noch erwachsen mußte. Es wurde dabei mehr dem allgemeinen Zeitgeist als dem Geiste des Volkes Rechnung getragen.

Darum ist auch unsere Staatseinrichtung so lange Form geblieben, in die man sich hineingewöhnen muß. Wäre dieselbe durch Kampf einer widerstrebenden Macht abgerungen worden, dann wäre die Volkskraft dadurch erstarkt. Jetzt hat diese nie Gelegenheit zur Ausübung gehabt, und man könnte die Holländer füglich verzogene Kinder nennen, die ihre politischen Wünsche erfüllt sahen, ehe sie sich äußern konnten, die aber zu eigenem Handeln untauglich gemacht wurden.

Wir haben schon früher in diesen Blättern auf die Mängel hiesiger Zustände hingewiesen und dabei die Hoffnung ausgesprochen, eine bessere geistige Entwicklung würde die Volkskraft wieder beleben. Diese Erwartung war insoweit berechtigt, als unsere neu-eingerichteten Schulen die Grundlage zu einer tüchtigen Bildung legen sollen. Aber auch diese Hoffnung scheint nach den bisherigen Erfahrungen zu schwinden. Wohl hat man deutsche Schulen zum Vorbild genommen, und steckt die Ziele selbst noch höher als diese; aber es fehlen die Mittel, um den Zweck zu erreichen; keine genügenden, pädagogisch entwickelten Lehrkräfte, keine Fürsorge, um dieselben heranzubilden, keine weiteren Hilfsmittel in guten Schulbüchern — kurz, der ganze lebendige Apparat ist mangelhaft. Eine unmethodische, geistlose Abrihtung füllt die Köpfe unserer Jugend mit Oberflächlichkeit und Halbheit, welche den äußern Schein wissenschaftlicher Bildung geben kann, aber aller Gründlichkeit entbehrt. Man fürchtet sich vor der Zucht des Geistes. Unter der Sucht, allen Unterricht in angenehme Form zu kleiden, alle Pedanterie zu vermeiden, wuchert dilettantisches Halbwissen.

Nur jahrelange Erfahrung kann hierin Besserung bringen, falls man

überhaupt den Uebelstand anerkennen will. So lange die öffentlichen Berichte über unsere Schulen dem Volke nur den Begriff ihrer Vortrefflichkeit predigen, wird es wohl nicht anders werden.

Selbstredend ist, daß unsere Schule in einem engen Verhältniß zu unserer wirthschaftlichen und industriellen Entwicklung steht. Die niedere Bevölkerung der Städte sowohl, als die ländlichen Arbeiter, sind so verkommen, wie in wenigen andern Gegenden. Guter Unterricht ist bei der geringen geistigen Lebhaftigkeit der Holländer doppelt nöthig. Bei kärglichem Lohne und schlechter Nahrung ist unsere Arbeiterklasse physisch und geistig schwach; sie kämpft für eine armselige Existenz und hat Muth und Fähigkeit zu intellectueller Beschäftigung verloren. Die Industrie klagt über wenig verwendbare Arbeitskräfte, während sie der freien Concurrenz von außen die Spitze bieten muß und die meisten Abzugswegen durch hohe Eingangszölle bei unsern Nachbarn versperret sind. Zu einem gedeihlichen Wachsthum kann sie nicht kommen, während der Handel durch unser verderbliches Colonialsystem demoralisirt ist.

Bei diesem Mangel an gehörigen Existenzmitteln für die untern Klassen muß die Mildthätigkeit helfen, die denn auch wohl nirgends in der Welt so großartig ist, als bei uns. Und dennoch ist, bei dem großen Lob, welches man den Holländern wegen ihrer Wohlthätigkeit spenden muß, dieser eine große Schattenseite nicht abzuspochen. Sie lähmt die Energie noch mehr und macht den thätigen Arbeiter langsam zum Proletarier. Die Armenpflege ist bei uns eine Lebensfrage, deren Lösung große Schwierigkeiten bietet. Wäre Handel und Wandel lebhafter und gesunder, dann könnte man den Pauperismus mit Erfolg bekämpfen. Die niedere Klasse stemmt sich zum Theil gegen jede Entwicklung; sie sagt: Was hilft uns eine höhere Bildung, wir bekommen dadurch nicht mehr Arbeit und keinen besseren Lohn: weshalb sollen wir uns denn die Mühe geben, etwas zu lernen? Kann man nun auch einer solchen Anschauungsweise nicht beipflichten, so bleibt allerdings wahr, daß Mangel an lohnender Arbeit das Haupthinderniß bei der Entwicklung unserer Arbeiterbevölkerung bildet.

Nach zehnjähriger Arbeit hat eine von der Regierung ernannte Commission einen Rapport über ihre Untersuchungen über den Zustand der in Fabriken arbeitenden Kinder zu Stande gebracht. Nach hiesiger Gewohnheit hat diese Enquête ungebührlich lange gedauert, aber sie hat genügend den traurigen Zustand dieser Kinder nicht allein, sondern der Fabrikarbeiter und Landbevölkerung bewiesen. Der Zweck aber der Untersuchung, das Wünschenswerthe, um auch hier, wie in England, eine factory-act zu erlassen, ist indessen wieder bei Seite geschoben; man hat es wieder beim Alten gelassen, man hat sich nicht zum Handeln entschließen können. Man entschuldigt seine Rässigkeit damit, daß eine factory- oder working-children-act die persönlich

Freiheit beeinträchtigte: So dient unsere Freiheit zur Abwehr jeder Verbesserung.

Aber es wäre Unrecht, unsere wirthschaftliche Schwäche allein der arbeitenden Klasse zur Schuld zu legen; auch bei der besitzenden Klasse findet man gleichartige Erscheinungen. In derselben herrscht noch viel Abneigung gegen guten, zeitgemäßen Unterricht. Der Handel bleibt in seinem alten Gange und sucht keine neuen Abnehmer. Unsere Verbindungen mit Amerika, Australien, China sind fast Null, und was noch von unsern Erzeugnissen nach diesen Ländern ausgeführt wird, geschieht größtentheils für deutsche Rechnung. Dagegen speculirt man lieber an der Börse und legt seine Capitalien in fremden Staatspapieren an.

Daß die Holländer von ihrem Zustand keinen klaren Begriff haben oder haben wollen, zeigt sich daraus, daß alljährlich in der Thronrede dem Volke unser Fortschritt verkündet wird, und daß Alles bei uns *pour le mieux dans le meilleur des mondes* ist. Man fürchtet sich, der Wahrheit ins Gesicht zu sehen und glaubt lieber der officiellen Lüge, als den Ergebnissen eigener Anschauung.

Nur Landbau und Viehzucht blühen durch den Export nach England. Der angeessene Bauer ist in letzter Zeit zu großem Wohlstand gelangt und der Preis der Ländereien steigt fortwährend. Der englische Arbeiter nährt sich vom Vieh unserer Weiden, während unsere Arbeiter höchstens die Schlachtabfälle, die von drüben wieder hierhergebracht werden, zu verzehren bekommen. Vor einigen Jahren rühmte ein officieller Rapport die vermehrte Einfuhr solcher Abfälle als einen Fortschritt. Solcher Ergebnisse muß man sich noch freuen! —

Sind wir nun in politischer und wirthschaftlicher Beziehung seit frühern Jahrhunderten stark zurückgegangen, so sind die geistigen Fähigkeiten der Nordniederländer in Betreff literarischer Erzeugnisse zu keiner Zeit glänzend gewesen. Mit der Zeit, wo eine eigentliche holländische Literatur beginnt, tritt auch eine Masseneinwanderung protestantischer Flüchtlinge ein, welche Kunstsin, Gewerbleiß und feinere Sitten einführten. Unsere ganze Literatur ist Uebersetzung und Nachbildung fremder Vorbilder. Nur einzelne wenige Schriften sind echt nationale Erzeugnisse, die dem poesieflosen, praktischen und theilweise rohen Volkscharakter entsprungen sind. Eine eigentliche Volksliteratur besteht nicht. Die bombastische Poesie *Wilderdyk's*, des bedeutendsten unserer Schriftsteller der letzten Zeit, ist nur den Gelehrten bekannt. Die Schaubühne ist im tiefsten Verfall und eine Literatur für dieselbe besteht gegenwärtig nicht.

Wie unsere literarischen Erzeugnisse wenig Charakteristisches bieten — will man nicht eine gewisse Breite dafür ansehen — so verliert auch unsr

Sprache langsam ihre Spracheigenthümlichkeit. Fremde Einflüsse machen sich je länger, desto mehr überall geltend, und die Klagen über unholländischen Stil unserer Schriftsteller nehmen immer mehr zu. Selbst unsere gebildeten Klassen können selten einen fehlerfreien holländischen Brief schreiben. Auf diese Weise wird die Sprache wohl langsam als Cultursprache aussterben, und es bleibt nichts als ein niederdeutscher Dialect übrig. Ohne eigene Sprache kann aber kein Volk bestehen, oder es müßte andere, sehr tüchtige Elemente für seine Selbständigkeit besitzen. —

Wie die mit Bäumen bepflanzten Canäle unserer Städte oberflächlich das Bild eines ruhigen, gemüthlichen Lebens darstellen, so ist unser ganzes Volksleben. Aber aus den stagnirenden Gewässern unserer Grachten steigen ungesunde Dünste auf — unter der äußeren Hülle unserer Ruhe birgt sich unsere Krankheit. —

(Schluß folgt).

Die Gardinen-Predigten der Frau Doctor Bratenrieher.

II.

Zweite Predigt.

Handelt von dem deutschen Reiche, der Politik und der Kochkunst.

Aha, dieses Mal sollst Du mir nicht entweichen. Du bist wach und ich bin wach. Mit der Verstellung, als ob Du schon schliefest, ist es also diesmal nichts.

Sage mir doch um Gotteswillen, Bratenrieher, was habt Ihr diesmal im Reichstage gemacht? Zuerst habt Ihr gesagt, dieser Reichstag habe sich selbst seine Wahlperioden um so und so viel Monate vorgeschuht, ohne seine Wähler zu fragen. Das sei Unrecht; das gelte nichts. In Euern Augen sei dieser Reichstag todt und begraben. Er könne überhaupt nichts mehr und am Allerwenigsten eine neue Verfassung machen.

War es nicht so? So habt Ihr gesagt? Gut, das lasse ich mir gefallen! Aber was habt Ihr gethan? Ihr habt dem todtten Manne selbst geholfen, Schulden machen, eine Verfassung machen, eine Adresse machen, ein deutsches Reich machen und einen deutschen Kaiser machen; und wenn Euch nicht das Loos, das manchmal klüger ist, als die Menschen, davor bewahrt hätte, dann wäret Ihr auch mit nach Versailles gezogen, um die Krone mit